

„Mio caro Händel“:
Die Sopranistin Simone
Kermes hat eine neue CD
mit Arien von Georg
Friedrich Händel
herausgebracht

Die Covers zu den Alben von Simone Kermes sind immer ganz großes Kino. Da rascheln Rüschen und leuchteten die roten Haare wie Feuer. Schon vor zehn Jahren hatte die Sopranistin unter dem Titel „La Diva“ eine Platte mit Arien von Georg Friedrich Händel herausgebracht. Auf deren Hülle fixierte sie den Betrachter herausfordernd: mit einem hochmütigen Zug um die aufgeworfenen Lippen.

Auf dem neuen Album, „Mio caro Händel“ ist das Haar blond gelockt, der Blick wirkt ernster, der Mund streng verschlossen.

Da liegt natürlich die Frage nahe, ob man auch in der musikalischen Interpretation der gebürtigen Leipzigerin einen Wandel vernimmt. Also ein Direktvergleich! Er wird dadurch etwas erschwert, dass auf den Platten von 2009 respektive 2019 tatsächlich nur eine einzige Nummer beide Male vertreten ist: nämlich die Arie der Cleopatra „Piangerò la sorte mia“ aus Händels „Giulio Cesare in Egitto“.

Phänomenal gesungen wie an den Kopf des Geliebten gelehrt

Die Versionen dauern exakt gleich lang, und auch ansonsten hat Frau Kermes in der Zwischenzeit ihre Kunst nicht von Grund auf neu erfunden. Beide Male trägt sie das Stück mit einer zu Herzen gehenden Zärtlichkeit vor – so, als ob sie nicht auf der Bühne, sondern direkt am Kopf ihres Geliebten singen würde. Im Detail aber entdeckt sie gleichzeitig jeweils unterschiedliche Nuancen, sodass es sich lohnt, beide Versionen gegeneinander zu hören.

Und der Vergleich der Alben führt zu einer Nachricht, die keineswegs selbstverständlich ist und sowohl den Hörer als auch Frau Kermes selbst freuen dürfte: Die Stimme hat innerhalb von zehn Jahren nichts an Material oder an Beweglichkeit



Unfassbar lebendig

Im Booklet der CD schreibt Simone Kermes einen Liebensbrief an den Meister aus Halle, den jungen Star in Italien und den Gefeierten in London: „Mio caro Händel“. Foto: Sony / Gregor Hohenberg

verloren. Es bleibt phänomenal, wie absichtslos der weich intonierte Gesang etwa in „Author of Peace“ aus „Saul“ aus dem Nichts einsetzt, in die Höhe steigt und dort auch einmal einen Ton faszinierend lebendig aushält, ohne girren und trillern zu müssen.

In „Ah! spietato!“ aus „Amadigi di Gaula“ wird der leise schwebende, doch immer glühende Faden mit ewig langem

Atem in der elektrisierten Luft gehalten.

Gleich in drei Sprachen singt Frau Kermes auf dieser Produktion, und ihr Wille zur lyrischen Verdichtung funktioniert sogar im konsonantenreichen Deutsch von Barthold Heinrich Brockes in „Süße Stille, sanfte Quelle“ aus Händels „Deutschen Arien“.

So muss nur eine winzige Warnung ausgesprochen wer-

den: Man darf auf dem heimischen Abspielgerät anfangs die Lautstärke nicht zu hoch einstellen. Denn gleich zu Beginn erschüttert ein Gewitterdonner die Lautsprecher, als ob der selige amerikanische Soundtrackser und Dirigent Erich Kunzel seine Hände mit im Spiel gehabt hätte. Solche Gimmicks braucht die Begleitung durch das kleine Barockorchester „Amici Veneziani“ unter

Konzertmeister Boris Beggelman eigentlich nicht. Auf Effekthascherei wird dann auch dankenswerterweise verzichtet. Und dass in der Arie aus „Il Trionfo del Tempo“ die Koloraturen des Gesangs der behände sekundierenden Violine fast davon laufen, gehört zu den einkalkulierten Wirkungen. Denn hier wird ein Wettstreit ausgefochten: inhaltlich zwischen „der Zeit“ und „der

Schönheit“, musikalisch zwischen Gesang und Violine. Und diese Herausforderung entscheidet Frau Kermes natürlich für sich.

Michael Bastian Weiß

Simone Kermes, Amici Veneziani: „Mio caro Händel“: 15 Sopran-Arien von Georg Friedrich Händel aus „Rinaldo“, „Giulio Cesare in Egitto“, „Serse“, „Teseo“, „Saul“ u. a. (Sony)

Ein kalter Machtmensch und ein Mann der Herzen

Berlinale: Der Münchner
Dominik Wessely hat
einen Porträtfilm über
Mario Adorf gedreht.
Und Christian Bale, Star
der Politikomödie „Vice“,
schmückt das Festival

Als Schauspieler mag man noch so virtuos spielen, dank Maske und Verkleidung lässt es sich doch noch leichter in eine andere Haut einfühlen. Gerade bei historischen Figuren. Mario Adorf lässt sich durch Casablanca chauffieren, singt auf dem Rücksitz eins der unzähligen Lieder, die er auswendig im Kopf hat. Nachdem er am Filmset angekommen ist, entert er einen Trailer – und Schnitt: Schon kommt er mit Rauschbart und wallender Mähne heraus. Für ein ZDF-Dokumentarfilm hat Mario Adorf Karl Marx gespielt. Die Maskerade, das sei schon „unangenehm“, sagt Adorf, sein Gesicht und Kopf vollgeklebt, aber natürlich macht er den Job, zuverlässig wie immer.

„Es hätte schlimmer kommen können“ heißt der Dokumentarfilm, den der Münchner Dominik Wessely über Mario Adorf gedreht hat und der in



Christian Bale als Dick Cheney in „Vice“. F: Universum



Mario Adorf am Roten Teppich der Berlinale. F: dpa

der Sektion „Berlinale Special“ Premiere hatte. Im Titel steckt schon das charmante Unterstatement des Schauspielers, der 1930 in Zürich geboren wurde.

Wessely hat Mario Adorf einige Zeit begleitet und in einige Situationen hineinversetzt, war mit ihm in Rom, wo Adorf über Dekaden lebte, oder in St. Tropez, wo er heute mit seiner Frau Monique wohnt. Die lernte er über Brigitte Bardot kennen – klar, die Bardot, für die hatte er zunächst nur Augen, aber er merkte schnell, was sie für eine

lebenslustige Französin, eben Monique, als Freundin hatte.

In den Münchner Kammerspielen lässt Wessely Adorf in jener Loge sitzen, wo er als Schauspielstudent Fritz Kortner bei der Arbeit beobachtete. Wenn während der Proben die Frage nach einem Statisten aufkam, richtete Adorf es ein, dass ihm Kortners suchender Assistent August Everding kurz darauf auf den Gängen der Falckenberg-Schule über den Weg lief. Auf das Glück darf man nicht warten, man muss es aktiv suchen, sagt Adorf und hat

sich das Glück auch hart erarbeitet.

Mit seiner langjährigen Weggefährtin Senta Berger tauscht Adorf auf dem Dach des Bayerischen Hofes einige amüsante Anekdoten aus, wie Hauptdarsteller Charlton Heston etwa während eines Drehs überfallartig Berger küsste. Seine Erklärung dazu: „My wife Lydia is coming tomorrow.“ Ein Satz, den Adorf in Erinnerung hat, so wie er mit seinen 88 Jahren unglaublich fit wirkt, der Gang weiterhin leicht breitbeinig, das Gedächtnis intakt.

Für Helmut Dietl improvisierte er beim Dreh der ersten Folge von „Kir Royal“ die Szene mit der Drehtür: Als Generaldirektor Hafferloher verhedderte er sich absichtlich mit dem Regenschirm und rotierte eine Extrarunde. Dietl musste aber einen draufsetzen und ließ ihn gleich drei Runden drehen. So war's perfekt. Als großartiger Handwerker seiner Kunst hat Adorf in über zweihundert Filmen mitgespielt. „Ich habe mich vorsichtshalber nie identifiziert mit einer Rolle“, meint er, das habe ihm als Brecht-geschulten Schauspieler immer ferngelegen. „Man muss die Rolle darstellen, nicht sein.“

Womit er doch ein paar Drehungen von Christian Bale entfernt ist. Der britische Method Actor kam gemeinsam mit Regisseur McKay nach Berlin mit seinem neuen Film „Vice – Der zweite Mann“, in dem er den ehemaligen US-Vizepräsidenten Dick Cheney spielt. Dass er nun eine Stippvisite in Berlin einlegte, ist für das Festival einerseits ein willkommener Höhepunkt, andererseits hat „Vice“ bereits eine lange Festivalskarriere hinter sich und lief nun im Wettbewerb außer Konkurrenz, was zur gewünschten Exklusivität von

Deutschlands größtem Filmfestival nicht recht passen mag. Profilverwässerung oder doch ein großer Star mehr? Die Berlinale hat sich für den Star entschieden, und Christian Bale zeigte sich bei der Pressekonferenz professionell und recht auskunftsbereit.

Für seine Rolle hat er ausgiebig recherchiert, nahm tüchtig zu, wobei er für manche Szenen einen Fat-Suit trug und im Film mit viel Gesichtsmaske dem echten Dick Cheney verblüffend ähnlich sieht. „Er hat diese unauffaltbare Kraft“, so Bale, eine Kraft, mit der Cheney sich von Donald Rumsfelds Assistenten zu einem der mächtigsten Vize-Präsidenten der US-Geschichte vorkämpfte. „Ich fühlte mich den ganzen Tag wie ein Bulldozer“, scherzt Bale und vermeidet Trump-Vergleiche: „Cheney verstand sich in der Kraft des Schweigens.“

Adam McKays Farce kommt schon nächste Woche ins Kino, das Mario-Adorf-Porträt im Spätsommer. Zwei Schauspieler lassen sich da bewundern: Der eine spielt Cheney, der andere ist ganz er selbst. Und irgendwie verliert man an Mario Adorf wesentlich schneller sein Herz. Michael Stadler